

Abschlussreflexion von Tom Kehrbaum

Die Methoden sollten zu den Menschen passen

in: Sivasailan Thiagarajan, Annette Gisevius, Samuel van den Bergh, Tom Kehrbaum (2019): Interaktive Trainingsmethoden 2 - Thiagis Aktivitäten für berufliches, interkulturelles und politisches Lernen in Gruppen – Wochenschau Verlag, Frankfurt am Main

Bevor ich in diesem Essay über menschengerechte Lehr- und Lernmethoden nachdenken will, frage ich zunächst: Was ist eigentlich eine Methode? In Wörterbüchern finde ich Definitionen wie diese:

„Eine Methode ist eine systematisch angelegte Verfahrensweise, mit der bestimmte Ziele erreicht werden können. Eine Methode umfasst daher auch den Ausgangspunkt, den Weg und die Art und Weise des Vorgehens bis zur Zielerreichung“¹.

Für Menschen, die gerne mit anderen Menschen zusammen denken, handeln, spielen oder arbeiten, etwas unternehmen oder etwas ändern wollen, klingen solche Beschreibungen sehr sachlich. Ihre Erfahrungen beim methodischen vorgehen würden sie vielleicht so beschreiben: „Die Methoden haben uns geholfen, unsere Ziele effektiv zu erreichen“ oder „die Methoden haben uns Einsichten und Erkenntnisse eröffnet, die wir ohne sie nicht bekommen hätten“ oder „die Methoden haben für eine gute Kommunikation gesorgt“ oder wie eine Rezensentin zu Thiagis erster deutschsprachiger Veröffentlichung schrieb:

„Methoden sind in Weiterbildungen eigentlich aber nur die „Transportmittel“ um von A (Ausgangslage) nach B (Ziel, bzw. neuer Ausgangslage) zu kommen. Trotzdem oder gerade deswegen ist es wichtig, die passenden Methoden auszuwählen. Allerdings sind Methoden noch so viel mehr, denn sie sind dazu geeignet, Menschen in Beziehungen zu bringen – und eben, das ist eine wesentliche Voraussetzung für das Lernen und Erfahren.“²

Ich stimme dieser begeisterten „Anwenderin“ von Thiagis Methoden zu. Entscheidend bei der Frage, was eine Methode ist, und ob und wie sie angewendet wird, sind demnach die Menschen, die sie nutzen. Ebenso sind die Praxiskontexte entscheidend, in denen gemeinsam bestimmte Ziele verfolgt werden. In diesem Zusammenhang lässt sich methodisches Vorgehen beschreiben und wird für Teilnehmerinnen und Teilnehmer nachvollziehbar und bewertbar.

Ein Beispiel aus der Wirtschaft: Wenn von „Humanisierung der Arbeitswelt“ gesprochen wird sind neben den Arbeitsinhalten und den Arbeitsbedingungen immer auch Methoden im Fokus, mit denen Menschen Arbeitsziele erreichen. So, wie dabei versucht werden sollte, Arbeit menschengerechter zu gestalten, wollen wir helfen, Bildungsprozesse so zu gestalten, dass sich humane Eigenschaften entfalten können. Die hier ausgewählten Methoden sollen unser Beitrag zur „Humanisierung der Methoden“ für Lehr- und Lernprozesse sein.

Ich will „menschengerechte Methoden“ aus zwei Perspektiven betrachten. Ich bin erstens der Auffassung, dass Methoden zu den jeweiligen Menschen (Trainerin und Seminarteilnehmer) passen müssen. Bei der Methodenauswahl werden daher Inhalte mit den beteiligten Menschen, ihrem situativen Kontext und dem Lernziel abgestimmt. Vielfältige Methoden für unterschiedliche Kontexte und unterschiedlichen Lerntypen können den pädagogischen Prozess verbessern.

Zum Anderen will ich ein Nachdenken über unsere Menschenbilder anregen, die wir alle entwickelt haben und in uns tragen. Ganz gleich, ob wir Bildungsprozesse in schulischen, beruflichen, interkulturellen oder politischen Kontexten didaktisch-methodisch planen und durchführen, immer wirkt sich unser Menschenverständnis auf die Bildungsverständnisse aus. Menschen, die Bildungsprozesse anstoßen, sollten die Verwendung bestimmter Methoden begründen können. Um eine dahingehende Reflexion anzuregen, will ich zunächst einige Überlegungen zum menschlichen Selbstverständnis zur Diskussion stellen.

Am Anfang war ein Gefühl

Bildungsverständnisse können je nach Praxiskontext verschieden sein, aber immer haben wir mit Menschen zu tun. Das heißt: mit ihren Empfindungen und Gefühlen, mit ihren Ängsten, Wünschen und Bedürfnissen. Diese natürlichen Eigenschaften unterscheiden sich innerhalb der Spezies „Homo sapiens“ weit weniger, als die von dem „kulturellen Umfeld“ hervorgebrachten Verhaltensweisen. Diese sind immer an bestimmte Räume, Bedingungen und Zeiten gebunden.

Trotz der kulturellen Unterschiede und einer „Vernunft“, die uns die Welt rational erfassbar macht, reagieren wir Menschen auf Veränderungen in unserer Umwelt mit Gefühlsreaktionen, die unser Denken und Handeln beeinflussen. Ob die Reaktionen auf diese Gefühle positiv oder negativ, produktiv oder destruktiv ausfallen, hängt davon ab, wie die jeweiligen Situationen empfunden, wahrgenommen, interpretiert also rational und sprachlich erfasst werden. Dabei spielt Interaktion mit anderen eine wichtige Rolle.

Durch den Austausch mit anderen werden Gefühle verstehbar und Orientierung für Handeln ermöglicht. Schon unser Selbst-Welt-Verhältnis beginnt mit Gefühlen und nimmt den Weg über menschliche Verständigung hin zum gemeinschaftlichen Handeln und schließlich zum theoretischen und praktischen Bezug zur Welt. Der Philosoph und Pädagoge John Dewey meint, dass Menschen durch Interaktion und Kooperationsfähigkeit Probleme erfassen, begreifen und lösen können. Also frage ich:

- *Mit welchen Problem-Situationen sind wir derzeit gesellschaftlich konfrontiert und welche Gefühle erzeugen sie?*
- *Können Lehr- und Lernmethoden dazu beitragen, einen gemeinsamen produktiven Verständigungsprozess zu initiieren?*
- *Können Bildungsprozesse gestaltet werden, die Problemlösungen an sozialen, ökologisch sowie ökonomisch nachhaltigen Prinzipien und Werten orientieren?*
- *Können Methoden solidarische Denk- und Handlungsweisen fördern, die Menschen dazu befähigen, sich für ihre Interessen einzusetzen?*
- *Können Methoden Kooperationsformen einüben und dazu beitragen, Konflikte auf demokratische Art und Weise zu lösen?*

Der Klimawandel beginnt mit dem *Klimawandel zwischen Menschen*. Große Veränderungen beginnen zwischen Menschen. Interaktive Methoden können dafür Anfänge schaffen und ihr – bekanntlich schon innewohnender – Zauber wird fühlbar.

Herausforderungen der Gegenwart

Klimawandel, Migrationsbewegungen, Digitalisierung der Arbeits- und Lebenswelt, autokratische und anti-demokratische Strömungen sind vier der drängendsten Themen, mit

denen wir in Europa und weltweit zu tun haben. Diesen Entwicklungen ist gemein, dass sie enorme Veränderungen für viele Menschen mit sich bringen.

Obwohl die Menschheitsgeschichte ständig soziale und technologische Innovationen hervorgebracht hat und dadurch vielfältige Kulturen und Lebensweisen entstanden, verunsichern Veränderungsprozesse die Menschen. Angst lähmt die Neugierde und vertreibt den positiven Zauber des Anfangs. Angst führt oft auch zu Abwehrhaltungen und verstärkt die Ablehnung von Andersartigem, Fremdem und Neuem.

Wir verzeichnen in den vergangenen Jahrzehnten einen großen humanitären Fortschritt, obwohl die aktuelle Berichterstattung über Kriege in der Welt dem zu widersprechen scheint. Hunger, Krankheiten und Kriege sind weltweit zurückgegangen. Ängste und Unsicherheitsgefühle der Menschen sollten demnach weniger häufig auftreten, weil Leid aufgrund unzureichender Nahrung, Krankheits-Epidemien und Gewalt als Ursache für psychische Stressreaktionen verringert wird.

Dennoch haben wir zu Beginn des 21. Jahrhunderts eine verworrene soziale Situation. Antidemokratische, antipolitische und so genannte „identitäre Bewegungen“ werden in Europa und weltweit stärker. Sie spielen mit den Ängsten der Menschen und gewinnen mithilfe demokratischer Wahlen an Einfluss. De facto haben einige Regierungen in kurzer Zeit demokratische Errungenschaften wie Meinungs- und Pressefreiheit und unabhängige Gerichte diskreditiert bzw. in ihrer Handlungsfreiheit beschnitten. Es werden wieder Kräfte sichtbar, die ganz offen und auf programmatischer Grundlage, kulturelle und nationalistische Abgrenzung bis hin zur rassistischen Ausgrenzung propagandieren.

Die aktuellen Probleme und Herausforderungen können nur gemeinsam und in transnationalen und deshalb kulturübergreifenden Projekten gelöst werden. Der Zusammenhang von Ursachen, Gründen und dessen Wirkungen hat längst den Rahmen nationaler Erklärungs- und Lösungsmöglichkeiten verlassen.

Zwischenmenschliche Begegnung, soziale Bindung, Vertrauen und wechselseitiges Lernen spielen im Rahmen dieser Veränderungsprozesse eine wichtige Rolle. Sie schaffen Neuorientierung, erzeugen und erweitern das Selbst-Welt-Verständnis, reduzieren die lähmende Angst und bringen Vertrauen und Verantwortung, Handlungssicherheit und Mut. Damit fördern sie die Lust, etwas Neues auszuprobieren.

Das Hohelied des radikalen Individualismus, das jeden Tag mit neuen Strophen der „Selbstoptimierung“ aus den Lautsprechern der Beratungs- und Fitnessindustrie zu hören ist, zerstört schleichend das gemeinschaftliche Fundament, auf dem zivilisatorischer Fortschritt aufgebaut ist: die Einheit in der Vielfalt.

Vielfältiges und barrierefreies Miteinander-in-Kontakt-treten, so schrieb ebenfalls John Dewey, bildet in den heutigen großen Gesellschaften die Grundlage für menschliche Entwicklung, für humanen Fortschritt. Vielfalt und Interaktion sind ein Garant für soziale und demokratische Problemlösung, die zu einem Modell sozial-intelligenter gesellschaftlicher Entwicklung werden kann.

Menschen sind soziale Wesen und zur Kooperation geboren

In den letzten Jahren hat die sozialanthropologische Forschung mit immer größerer Deutlichkeit ein Menschenbild gezeichnet, welches sich ganz deutlich von dem des „Homo oeconomicus“ abgrenzt. Immer deutlicher wird das Bild einer Gemeinschaft von Menschen,

die in einzigartiger Weise dazu fähig sind, kooperativ zu denken und zu handeln und Vorstellungen und Absichten in einführender Weise miteinander zu teilen.

Eine zentrale Erkenntnis, die sich daraus für die Pädagogik ableiten lässt, ist, dass wir unser Interesse und unseren Fokus auf die sozialen Verhältnisse richten sollten, in denen sich zwischenmenschliche Beziehung ereignet. Diese interpersonalen Nahbeziehungen sind die Grundlage für jede soziale Entwicklungen.

Wenn wir heute beispielsweise ein „soziales Europa“ fordern und dieses in Bildungsprozessen vordenken wollen, sollten wir uns zunächst fragen: Was ist eigentlich „sozial“? Der Begriff „sozial“ wird heute fast nur noch im sozialversicherungstechnischen Sinne verwendet und wird deshalb oft in den Sphären der Sozialpolitik interpretiert. Das Soziale wäre nur auf das reduziert, was die Sozialversicherung betrifft: die Arbeitslosen-, Kranken-, Renten- und Pflegeversicherung.

Ein sozialer Staat ist neben dem Sozialstaat – der in unterschiedlicher Ausprägung in Europa existiert – viel mehr als nur Sozialversicherung: Es gehört Meinungsfreiheit ebenso dazu wie Respekt für und Anerkennung von Minderheiten. Es gehören gute Bildung und gute und anständige Arbeit ebenso dazu wie umfassende demokratische Beteiligungsmöglichkeiten. Es gehören unabhängige Medien und eine kritische Presse dazu, genauso wie eine freie und unabhängige Wissenschaft. Nicht zuletzt braucht ein sozialer Staat eine lebendige Kultur, also öffentliche Räume, in denen interaktives und gemeinsames Erleben und Interpretieren erfahrbar wird.

Diese vielfältigen Bezüge eines sozialen Gemeinwesens zeigen eine, an menschlicher Interaktion reiche, Entstehungsgeschichte und verweisen auf eine menschliche Tiefe des Begriffes „sozial“: Der Drang nach Zugehörigkeit in produktiver Gemeinschaft, das Miteinander-Erschaffen und Füreinander-Sorgen sind menschliche Wesenseigenschaften und Tätigkeiten.

Aristoteles Begriff des „zoon politicon“ (Gemeinschaftswesen) bringt dieses Selbstverständnis des Menschen zum Ausdruck. Er verweist gleichzeitig auf den Zusammenhang des Menschen als geselligen, seinen Interessen bewusst werdenden Wesens, dem mit der Sprache die Möglichkeit zur Kommunikation und Interaktion gegeben ist. Der Austausch von Empfindungen, Wahrnehmungen, Meinungen und Wünschen stiftet Gemeininn in mehrfacher Hinsicht.

Menschen interessieren sich für ihre Interessen

Menschen interagieren immer, sei es bezogen auf Dinge und Gegenstände oder innerhalb zwischenmenschlicher oder sozialer Bezüge. Im interaktiven Handeln spielen Interessen eine Rolle, sei es im Rahmen von Bildungsprozessen, bei der Arbeit oder in vielfältigen politischen Auseinandersetzungen. Das Interesse³ an Menschen und Sachen ist die Ur-Motivation jeder Entwicklung, die zugleich die Möglichkeit eröffnet, eigene Interessen zu entwickeln, zu erkennen, zu klären und zu artikulieren und wiederum in die gemeinschaftlichen Erkenntnis- und Entwicklungsprozesse einzubringen.

Obwohl sich Menschen meist zu einem „Wir“ bekennen und Gruppenidentitäten entstehen – wie beispielsweise Beschäftigte eines Unternehmens, die sich mit dem Produkt identifizieren oder politischen Gruppierungen, die gemeinsame Vorstellungen und Ziele teilen – bilden zwischenmenschliche Begegnungen meist den Anfang des wechselseitigen

Selbstverständigungsprozesses. Sinnliche Wahrnehmung und Gemeinsinn entwickeln sich dabei im wechselseitigen Prozess individuellen und kollektiven Wachstums.

Als Menschen existieren wir nur im Plural. Wir brauchen einander. Der Mensch wird in mitmenschlicher Begegnung erst zum Menschen. Miteinander, Voneinander und Füreinander sind Begriffe, die auf zwischenmenschliche Begegnung als Ur-Grund der Entwicklung des sozialen Wesens des Menschen verweisen. Dennoch scheint unser Alltag von Leistungsdenken, Missgunst, Neid und Konkurrenzkampf geprägt zu sein. Woher kommt eigentlich das Selbstverständnis eines „homo egozenticus“?

Exkurs: Unser „modernes“ Selbstverständnis

Im Christentum ist der Mensch nach dem Ebenbild Gottes erschaffen. Bis heute ist die Vorstellung Gott ähnlich zu sein (Gottesebenbildlichkeit), eine Grundlage für den Würdebegriff im deutschen Grundgesetz. Beim morgentlichen Blick in den Spiegel sahen wir also auch einen Teil Gottes in uns, was uns sicher gefiel.

Dann kam der *produktive Zerstörer* Charles Darwin mit einer radikalen wissenschaftlichen Innovation: der Evolutionstheorie⁴. Diese vertrieb Gott aus dem Spiegelbild und setzte einen Affen an seinen Platz. Wir reagierten nicht mit Freude über die wissenschaftlichen Errungenschaften der Menschheit, sondern mit Erschütterung und Verunsicherung. Halt-, und Sinnlosigkeit machten sich breit. Uns wurde ein neues Selbstbild aufgezwungen, mit dem wir nicht sofort zurechtkamen. Das ging einher mit Sinnverlust, auch Gemeinsinnverlust, für den dringend Ersatz her musste. Neuorientierung und Umdenken war das neue Gebot der Stunde. Aber wie nur? Changemanagement-Seminare waren noch nicht erfunden. Sie winkten aber schon aus einer nahen Zukunft.

Just in der Phase der Neuorientierung des Menschen zwischen Sinnentzug und Sinnbewahrung entwickelte die Ökonomie ihr Selbstbewusstsein. Das neunzehnte Jahrhundert war auch das so genannte ökonomische Jahrhundert. Die Vorherrschaft ökonomischer Diskurse ging an Darwin und seinen Interpreten nicht spurlos vorbei. So flossen die ökonomischen Wertprinzipien des Marktes, des Kampfes und der Konkurrenz in die Ausarbeitung und Ausformulierung der darwinistischen Lehre mit ein. Man beachte, dass der Kernsatz des Sozialdarwinismus „survival of the fittest“ erst der fünften Auflage (1869) des Buches hinzugefügt wurde, nachdem der Philosoph der mechanistischen Evolution, Herbert Spencer (1820 – 1903), diese Phrase erfunden hatte.

An der Abstammungslehre mit dem gemeinsamen Entwicklungsstammbaum aller Lebewesen besteht kein Zweifel. Durch die Reduzierung dieses – Milliarden Jahre dauernden – Prozesses auf kapitalistische Wirkweisen wurde der Anteil der Kooperationsfähigkeit an der Entwicklung komplexen Lebens völlig ausgeblendet. Wachstum wurde aus kapitalistischer Perspektive auf einen Aspekt der Überlebensfähigkeit reduziert. Dass Leben vor allem im Wachsen besteht und Kooperation statt Kampf das zentrale Wachstumsmittel ist, wird heute immer deutlicher.

Wie Joachim Bauer in seinem Buch „Prinzip Menschlichkeit – Warum wir von Natur aus kooperieren“ eindrücklich zeigt und argumentiert, wird bis heute über die so genannte Soziobiologie dieses auf Kampf und Konkurrenz basierte Bild vom Leben auf das Verständnis vom Menschen angewendet. Viele Medienberichte und auch die Börsennachrichten scheinen dieses Menschenbild immer wieder zu bestätigen.

Die Reduktion des Menschlichen auf ökonomische Kategorien begann mit der unglücklichen Liaison von Ökonomie mit dem Darwinismus. Bis heute dauert dieser Reduktionsprozess an und hat sich in Theorien, die auf menschliche Selbstverständnisse aufbauen, verhängnisvoll ausgebreitet. In der Wirtschaftswissenschaft sogar explizit mit dem „Homo oeconomicus“ und implizit auch in Theorien der Erziehungswissenschaft, die Menschen als „geschlossene Systeme“ verstehen.

Auch im eigentlichen Friedensprojekt »Europa« wurde die Konkurrenz zum Leitmotiv für Entwicklung. Mit der Lissabon Strategie 2010 sollte Europa „...zum wettbewerbsfähigsten und dynamischsten wissensbasierten Wirtschaftsraum der Welt“ werden.

Die Wirtschaftsnobelpreise gingen in den letzten Jahren auch an Forscher, die das Menschenbild eines immer rational handelnden, egoistisch und zu seinem ökonomischen Nutzen entscheidenden Menschen in Frage stellen. Das lässt darauf hoffen, dass das Selbstmissverständnis des „homo oeconomicus“, nicht länger die einzige Grundlage der Wirtschaftswissenschaften und der ökonomischen Bildung ist.

Die gesellschaftliche Entwicklung der letzten 160 Jahre seit Darwin war rasant. Die Folgen dieser Entwicklung beruhen zu einem Teil auf falschen Selbstverständnissen über den Menschen. Die Digitalisierung aller Lebensbereiche und ein drohender „Transhumanismus“ scheinen die sozialen menschlichen Eigenschaften, die sich in zwischenmenschlicher Interaktion entfalten, ganz hinter sich lassen zu wollen.

Jeder und jedem ist bewusst, dass der Mensch viel mehr ist, als das, auf was ihn ein ökonomischer, ein darwinistischer, ein neoliberaler oder digitaler Zeitgeist reduziert. Ein adäquates Selbstbild des Menschen sollte zur Grundlage von Problemlösungen gemacht werden. Wie schon Aristoteles die Geselligkeit, die Sprache und die Kommunikation als Natur des Menschen betrachtete, ist es wichtig, auf unsere Sprache zu achten. Kommunikative Interaktion bestimmt maßgeblich die Prozesse und somit die Qualität unseres gemeinschaftlichen Lebens.

Wenn Mensch mit Mensch über Menschen redet, entsteht Menschheit

Begriffe und Sprachpraxis bestimmen unser Denken und Handeln. Der österreichische Philosoph Ludwig Wittgenstein sagte, dass die Grenzen unserer Sprache die Grenzen unserer Welt markieren. Wenn wir uns sprachlich selbst auf den „homo oeconomicus“ reduzieren („unterm Strich zähl ich“) und die Wirtschaft auf einen kapitalistischen Kampfplatz ums Überleben, dann verwundert es nicht, dass das »Gemeinwesen« unterentwickelt bleibt. Es kann der – auf Zwischenmenschlichkeit gründenden – Sozialität des Menschen nicht gerecht werden.

Was hindert uns, ein Selbstverständnis der Menschen als solidarische und kooperative Mitmenschen anzunehmen, was eine Voraussetzung für ein solidarisches und kooperatives Handeln wäre? Haben wir nicht ständig vor Augen, dass zwischenmenschliches Leben tagtäglich gelingt?

Diese Blindheit für das alltäglich gelingende zwischenmenschliche Dasein ist nicht ungewöhnlich. Wittgenstein schrieb auch: „Die für uns wichtigsten Aspekte der Dinge sind durch ihre Einfachheit und Alltäglichkeit verborgen. Man kann es nicht bemerken, weil man es immer vor Augen hat“. Im Folgenden will ich beschreiben, wie Menschlichkeit tagtäglich erkennbar ist und warum es den Menschen nur im Plural gibt.

Der Mensch wird zum Menschen in mitmenschlicher Begegnung

Die erste Erfahrung, die Menschen machen, wenn sie auf die Welt kommen, ist, dass sie nicht alleine sind. Die Mutter nimmt das Neugeborene in den Arm, küsst es und macht damit klar: „Ich weiß, die Welt ist Dir noch unvertraut und unangenehm, aber es ist schön, dass Du da bist und wir helfen Dir durch alle Schwierigkeiten. Ganz egal, was noch kommen mag, Du brauchst keine Angst zu haben, weil Du nie alleine sein wirst.“ Diese „pädagogische Ur-Szene“ ist eine entscheidende Grundlage für komplexe Beziehungen und soziale Interaktionen in der Erwachsenenwelt.

Ein Kind wird geboren mit dem Bedürfnis nach einem anderen Menschen und der Neigung, Kontakt aufzunehmen. Menschen sind nach Rousseau dazu geschaffen, gesellig zu werden. Natürlich kann das Neugeborene nicht überleben, wenn es nicht von einem anderen ernährt wird, von der Mutter gestillt wird, aber diese biologische Abhängigkeit hat oft die zwischenmenschliche Abhängigkeit verdeckt.

In Experimenten mit Affensäuglingen hat Harlow (1957) festgestellt, dass die kleinen Äffchen eine Puppe, die sich anfühlte wie ihre Mutter, einer Puppe vorzogen, die sie zwar säugte, an die sie sich aber nicht kuscheln konnten. Kinder haben darüber hinaus viel mehr das Bedürfnis, auch gewiegt, gestreichelt und vor allem liebevoll angesprochen und angeschaut zu werden. Heute weiß man, dass der erste Abstand auf den sich der Blick des Kindes einstellt, nicht zwei Zentimeter sind, wo sich die Brust der Mutter befindet an der es saugen will, sondern zwanzig Zentimeter, wo sich das Gesicht seiner Mutter befindet.

In diesen ersten Blicken füreinander ist das „In-einer-Beziehung-zueinander-Stehen“ von Menschen begründet, weil die Augen des Kindes, wie sie so in den Augen des Anderen ihr Gegenüber finden, nicht auf einen artfremden Widerstand oder Gegenstand stoßen. Dieser Gegenblick bewirkt, dass der Blick des Kindes nicht unendlich und selbstverloren ist, sondern geteilte Gegenwart bildet. Das einander erblicken von Menschen ist daher für die menschliche Entwicklung von großer Bedeutung. In Bildungsprozessen – bei denen sich Menschsein weiterentwickeln sollte - ist demnach Augenkontakt wichtig.

In den ersten zwei Lebensjahren werden die Grundlagen menschlichen Seins angelegt und verfestigt – ausschließlich durch zwischenmenschliche Interaktion. Sie zeigen sich in der späteren Entwicklung des Kindes als Fähigkeiten und Motivationen zur Kooperation. Wir Menschen, als Natur- und zugleich Kulturwesen, sind der beste Beweis dafür, dass wir zur Kooperation in Gemeinschaft mit anderen bestimmt sind. Kooperation ist Voraussetzung für jede Kultur.

So argumentiert der Anthropologe und Verhaltensforscher Michael Tomasello: Artefakte und soziale Institutionen, die Arbeits- und Lebenswelt, die uns tagtäglich umgibt und uns Halt, Orientierung und Sicherheit vermittelt, wären ohne die Fähigkeit, sich in den anderen hineinzusetzen und die Motivation der Menschen zur Kooperation überhaupt nicht möglich.

Tomasello weist anhand des Verstehens von Blicken und Gesten nach, dass Kooperation für menschliche Kultur grundlegend ist: Dass zum Beispiel ein anderer Mensch mit dem ausgestreckten Finger unsere Aufmerksamkeit auf etwas lenken – und nicht etwa seinen Finger zur Besichtigung präsentieren will – setzt voraus, dass wir uns automatisch in das, was dieser andere Mensch will, hineinversetzen können. Dass darauf die kulturelle

Entwicklung beruht, zeigt sich darin, dass die meisten Tiere diese Geste nicht verstehen. Sie werden nur interessiert unseren Finger beschnüffeln oder beäugen.

In neueren Studien hat Michael Tomasello die qualitativen Aspekte menschlicher Kooperation herausgearbeitet, die in der Praxis das kooperative Verfolgen von Absichten und Zielen ermöglichen. Sie zeigen sich in den speziell menschlichen und sozialen Verhaltensweisen des Helfens, des Informierens, des Teilens von Dingen und Zeit, des Zuhörens, der gegenseitigen Aufmerksamkeit und der geteilten Absichten.

Und natürlich – so wollen wir Tomasello ergänzen – gehören auch die Sorge um andere, das Brauchen der Gegenwart anderer Menschen, das Befreunden und Befeinden zu den sozialen Verhaltensweisen. Lebensteiliger Austausch, der einem echten Dialog zugrundeliegt, öffnet Menschen nicht nur füreinander, sondern auch für die verschiedensten Zugänge zu Gegenständen, Ereignissen, und Lebensformen.

Dies sind Beschreibungen menschlichen Miteinanders, die wir alltäglich mehr oder weniger bewusst erleben, die wir in der Kindheit erlernen und die im Erwachsenenalter so fest zu unserem „Eingemachten“ gehören, dass wir sie gar nicht mehr wahrnehmen. Leicht kann deshalb übersehen werden, welches kreatives Potential für gesellschaftliche Veränderung in den eben beschriebenen zwischenmenschlichen Aspekten der Kooperation liegt und welche soziale Innovationskraft darin angelegt ist.

Allen, denen an einer solidarischen und menschenfreundlichen gesellschaftlichen Entwicklung gelegen ist, sollten deshalb da, wo ihre Wirkungskreise sind, fragen: Können wir diese Eigenschaften in unserem Alltag entfalten? Können wir bei unserer alltäglichen Arbeit so sein, wie wir eigentlich sind? Können wir unsere menschlichen Eigenschaften in den Schulen, Ausbildungszentren, Universitäten und anderen Bildungsräumen entfalten?

Zur Beantwortung dieser Fragen liste ich hier Eigenschaften auf, denen wir in unseren Seminaren, Workshops und Trainings Raum geben sollten:

- Mit Hilfe unserer Phantasie können wir uns Dinge vorstellen, die es nicht oder noch nicht gibt
- Unsere Empfindungen und Gefühle beeinflussen unser Denken und somit unsere Kommunikation und unser Handeln
- Wir besitzen die Eigenschaft und die Fähigkeit, unsere Aufmerksamkeit auf einen gemeinsamen Gegenstand oder ein gemeinsames Ziel zu richten
- Wir besitzen die Eigenschaft und entwickeln die jeweils adäquaten Fähigkeiten, gemeinsame Absichten zu verfolgen
- Wir können uns in andere hineinversetzen, um sowohl andere, als auch uns selbst besser verstehen zu können
- Wir entwickeln unsere Persönlichkeit und Individualität immer gemeinsam mit und in Auseinandersetzung mit kollektiver Zugehörigkeit
- Wir haben das Bedürfnis zu helfen und uns gegenseitig zu informieren und Sachen, Zeit und Aufmerksamkeit zu teilen
- Wir lernen miteinander, füreinander und auch durch Konflikte voneinander
- Wir können nur mit anderen lernen, Vertrauen zu entwickeln und Verantwortung zu übernehmen
- Wir können uns mit anderen von Ängsten befreien und Mut entwickeln
- Wir können gemeinsam trauern, miteinander lachen und uns freuen

Thiagis Methoden passen zum Mit-Menschen

Mit dieser nicht neuen aber vielleicht zu wenig beachteten Sicht auf das Humanum endet meine Schlussreflexion zur zweiten deutschsprachigen Veröffentlichung von Thiagis interaktiven Trainingsmethoden.

Wir haben Methoden zusammengestellt, überarbeitet und weiterentwickelt, die es ermöglichen, menschliche Eigenschaften zwischenmenschlich zu entfalten. In interkulturellen, beruflichen und politischen Lern- und Arbeitskontexten können damit zwischenmenschliche Fähigkeiten entfaltet werden. Sie bilden eine wichtige Voraussetzung für soziale, ökologische, ökonomische und technologische Innovationen. Gemeinsam sind wir innovativer!

Die zwischenmenschliche, kooperative und demokratische Basis der Menschen ist eine gute Basis für sozial-innovative gesellschaftliche Entwicklungen. Vielleicht können diese Methoden einen Beitrag dazu leisten, unser Verständnis von Bildung, Arbeit und Innovation ganz praktisch um die zwischenmenschliche Dimension zu erweitern und vielstimmiges Zusammensein in menschlichen Einklang zu bringen.

Ich schließe diese Einführung mit einem Vorschlag ab. Die Idee soll Mut machen. Ich finde, solange wir auf unsere menschlichen Eigenschaften vertrauen, können wir uns auch große (nicht mal so sehr utopische) Projekte zutrauen. Europa ist das Thema.

Ein Projekt ist besser als ein Appell

Wie wäre es – angesichts aktueller Herausforderungen – mit einer ökologisch und sozial nachhaltigen Re-Industrialisierung Europas? Die globale Finanz- und Wirtschaftskrise seit 2008 hat (besonders in Deutschland) gezeigt, dass eine starke industrielle Basis Volkswirtschaften stützen und wohlfahrtsstaatlichen Ausbau voranbringen können. Wir haben heute die sozialen, technologischen und politischen Möglichkeiten dazu, eine ökologisch sinnvolle Re-Industrialisierung gemeinsam zu planen und umzusetzen. Die Herausforderungen liegen auf dem Tisch: Energiewende, Klima, Mobilität, Digitalisierung, Migration. Das Wissen, die Konzepte, die Fähigkeiten, die Räume und die Struktur sind in Europa längst vorhanden, um das gemeinsam anzugehen, zu planen und umzusetzen.

Wird Menschen ermöglicht, sich helfend, teilend und informierend auf ein gemeinsames sinnstiftendes Ziel einzulassen, verbessert sich die Lebensqualität der Menschen in dem Maße, wie die Wirtschaft menschlicher wird. Geflüchtete könnten dabei ebenso teilhaben wie Arbeitslose, prekär Beschäftigte und die verunsicherte Mittelschicht. Ein humanitäres Projekt ist besser als ein Appell. Denn nur durch die Praxis können wir gemeinsam wertvolle Erfahrungen machen, die uns zusammenführen. Wenn alle gleichberechtigt partizipieren können, wird ein vermeintliches Glück der einen nicht mehr gegen den Nutzen anderer ausgespielt werden.

Für ein solches Projekt benötigen wir Vielfalt als Voraussetzung für produktive Interaktion:

- Hilfsorganisationen für Geflüchtete ebenso wie Ausbildungs- und Weiterbildungszentren und Universitäten, die ihre Inhalte und praktische Methoden daraufhin ausrichten.

- Lehrerinnen und Lehrer an Schulen und anderen Bildungseinrichtungen, die sich dafür begeistern, andere für ihre Interessen zu interessieren.
- Investitionsfreudige Arbeitgeber und ihre Unternehmen mit ihren Verbänden.
- Gewerkschaften, die dafür sorgen und auch streiten, wirtschaftliche Aktivitäten auf das Gemeinwesen auszurichten, das sich heute transnational entwickelt.
- Wissenschaftlerinnen und Forscher, die die Grundlagen für ökologische und sozial nachhaltige technologische Entwicklungen in transnationalen Wissenschaftsnetzwerken schaffen.
- Ingenieurinnen und Ingenieure, Arbeiterinnen und Arbeiter die in multinationalen Arbeitskontexten diese Grundlagen nutzen und für die Praxis anwendbar machen, indem sie technologische Innovationen hervorbringen und produzieren.
- Vielfältige Organisationen, in denen sozial engagierte Frauen und Männer die neuen Ideen aufnehmen und im Alltag der europäischen und globalen Lebens- und Arbeitswelt umsetzen.
- „Kulturschaffende“ wie Künstler, Musikerinnen und Schriftsteller, die eine unterstützende grenzübergreifende Kultur formen und dazu beitragen, vielfältige Ausdrucksformen dessen zu entwickeln, was uns wichtig ist und was wir schön finden.
- Kinder und Jugendliche mit ihren kreativen Ideen und Gestaltungsfreude ebenso wie die ältere Generation, die aus eigener Erfahrung den Wunsch nach einem friedlichen und sozialen Miteinander bis heute und jeden Tag aufs Neue in unsere sich transnational entwickelnden Gesellschaften trägt.

Die Methoden im Buch sind für diese Menschen in ihren jeweiligen Kontexten, Unternehmen, Bildungsinstitutionen und Organisationen geeignet, um die Idee eines sozialen Gemeinwesens durch zwischenmenschliche Begegnung zu fördern und Neues gemeinsam hervorzubringen!

Ein Sprichwort sagt, dass Angst und Mut eines gemeinsam haben: Sie sind ansteckend! Ich will diese beiden menschlichen Eigenschaften noch um eine dritte – hoch-ansteckende – erweitern: das Lachen!

Viel Spaß beim gemeinsamen Ausprobieren der Methoden!

¹ Vgl.:Hrsg. Wulff D. Rehfus (2003), Handwörterbuch Philosophie, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, S. 467

² Rezension von „coachingzonen-wissenschaft.de“ auf: https://www.amazon.de/product-reviews/3899749898/ref=cm_cr_dp_see_all_btm/260-0828669-3237323?ie=UTF8&reviewerType=all_reviews&showViewpoints=1&sortBy=recent (abgerufen am 27.06.2018)

³ Interesse (lat.) setzt sich aus inter = zwischen und esse = sein zusammen. Das Interesse ist demnach das, was zwischen mir und den anderen und mir und den Dingen ist. Im wahrsten Sinne des Wortes: um An-teil-nahme.

⁴ 1859 veröffentlichte Darwin sein bahnbrechendes Werk über die Evolution der Tiere und Pflanzen: „Über die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl oder die Erhaltung der begünstigten Rassen im Kampfe ums Dasein“. Im Original: On the Origin of Species by Means of Natural Selection, or the Preservation of Favoured Races in the Struggle for Life.

Literatur

- Aristoteles (2003): Politik. Hrsg. von Ursula Wolf. Hamburg.
- Bauer, Joachim (2006): Prinzip Menschlichkeit - Warum wir von Natur aus kooperieren. Hamburg.
- Buber, Martin (2008): Elemente des Zwischenmenschlichen. In: Werkausgabe, Band 10, Schriften zur Psychologie und Psychotherapie. München.
- Damasio, Antonio (2017): Im Anfang war das Gefühl. Der Biologische Ursprung menschlicher Kultur. München.
- Dewey, John (1995): Erfahrung und Natur. Frankfurt am Main.
- Dewey, John (1916): Democracy and Education. New York.
- Eicke, Wolfram (2018): Aphorismus: „Klimawandel zwischen Menschen“. Mailkorrespondenz.
- Guérot, Ulrike u.a. (2018): Europa jetzt! Eine Ermutigung. Göttingen.
- Harari, Yuval Noah (2016): Homo Deus, Eine Geschichte von Morgen. München.
- Harari, Yuval Noah (2015): Eine kurze Geschichte der Menschheit. München.
- Kehrbaum, Tom (2014a): Hier bin ich Mensch, hier darf ich´s sein! - Ehrenamt als Gemeinwesenarbeit ist Arbeit mit, für und am Menschen. In: Zeitschrift für Sozialmanagement, Ausgabe 2/2014. Weimar.
- Kehrbaum, Tom (2014 b): Europa aus der Krise bilden! Grundlagen und Perspektiven notwendiger Weiterentwicklung „europäischen Lernens“. In: Kehrbaum u.a. (2014): Stimmen für Europa, Ein Buch in sieben Sprachen. Göttingen.
- Kehrbaum, Tom (2009): Innovation als sozialer Prozess. Die Grounded Theory als Methodologie und Praxis der Innovationsforschung. Wiesbaden.
- Kreß, Hartmut/ Kaatsch, Hans-Jürgen (Hrsg.) (2000): Menschenwürde, Medizin und Bioethik. Heutige Fragen medizinischer und ökologischer Ethik. Münster.
- Marten, Rainer (1988): Der menschliche Mensch – Abschied vom utopischen Denken. Paderborn.
- Negt, Oskar u.a. (2015): Stimmen für Europa. Ein Buch in sieben Sprachen. Göttingen.
- Pape, Helmut (2016): Geteilte Gegenwart, das Gelingen des Lebens und die stille Kraft des Positiven. In: Der blaue Reiter, Journal für Philosophie, Nr. 39 (1/2016), Hannover, S. 11 – 15.
- Pape, Helmut (2013): Respekt, Anerkennung, Lebensteilung. Moralische und zwischenmenschliche Bedingungen von Lern- und Bildungsprozessen. Hans Böckler Stiftung, Arbeitspapier 272. Download: http://www.boeckler.de/pdf/p_arbp_272.pdf
- Pape, Helmut (1994): Kreativität und Logik – Charles Sanders Peirce und das philosophische Problem des Neuen. Frankfurt am Main.

Pape, Helmut/ Kehrbaum, Tom (2019): John Dewey - Über Bildung, Gewerkschaften und die demokratische Lebensform. Reihe: Study der Hans-Böckler-Stiftung, Nr. 421. Düsseldorf: 2019, ISBN: 978-3-86593-336-2. 236 Seiten [Download](#)

Peirce, C.S. (1991): Evolutionäre Liebe. In: Naturordnung und Zeichenprozeß, Schriften über Semiotik und Naturphilosophie. Frankfurt am Main.

Pinker, Steven (2018): Aufklärung jetzt - Für Vernunft, Wissenschaft, Humanismus und Fortschritt. Eine Verteidigung. Frankfurt am Main.

Pfaller, Robert (2016): „Wie lässt sich Neid auf Flüchtlinge vermeiden?“. In: philosophie Magazin, Nr. 02/2016, S. 65. Berlin.

Rehfus, Wulff D. (Hrsg.) (2003): Handwörterbuch Philosophie. Göttingen.

Sowa, Hubert (2015): Gemeinsames Vorstellen Lernen: Theorie und Didaktik der kooperativen Vorstellungsbildung. München.

Todorov, Tzvetan (1998): Abenteuer des Zusammenlebens. Versuch einer allgemeinen Anthropologie. Frankfurt am Main.

Tomasello, Michael (2014): Eine Naturgeschichte des menschlichen Denkens. Frankfurt am Main.

Tomasello, Michael (2010): Warum wir kooperieren. Frankfurt am Main.

Tomasello, Michael (2009): Die Ursprünge menschlicher Kommunikation. Frankfurt am Main.

Wittgenstein, Ludwig (2003): Philosophische Untersuchungen. Frankfurt/Main.

Internet:

Lissabon-Strategie:

<https://www.bundesregierung.de/Content/DE/Lexikon/EUGlossar/L/2005-11-21-lissabon-strategie.html> (abgerufen am 27.06.2018)